

Zeitschrift: Zappelnde Leinwand : eine Wochenschrift fürs Kinopublikum
Herausgeber: Zappelnde Leinwand
Band: - (1924)
Heft: 5

Artikel: Film und Gesellschaft
Autor: Levy, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-731780>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 07.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Film und Gesellschaft.

Von Prof. Dr. Hermann Levy.

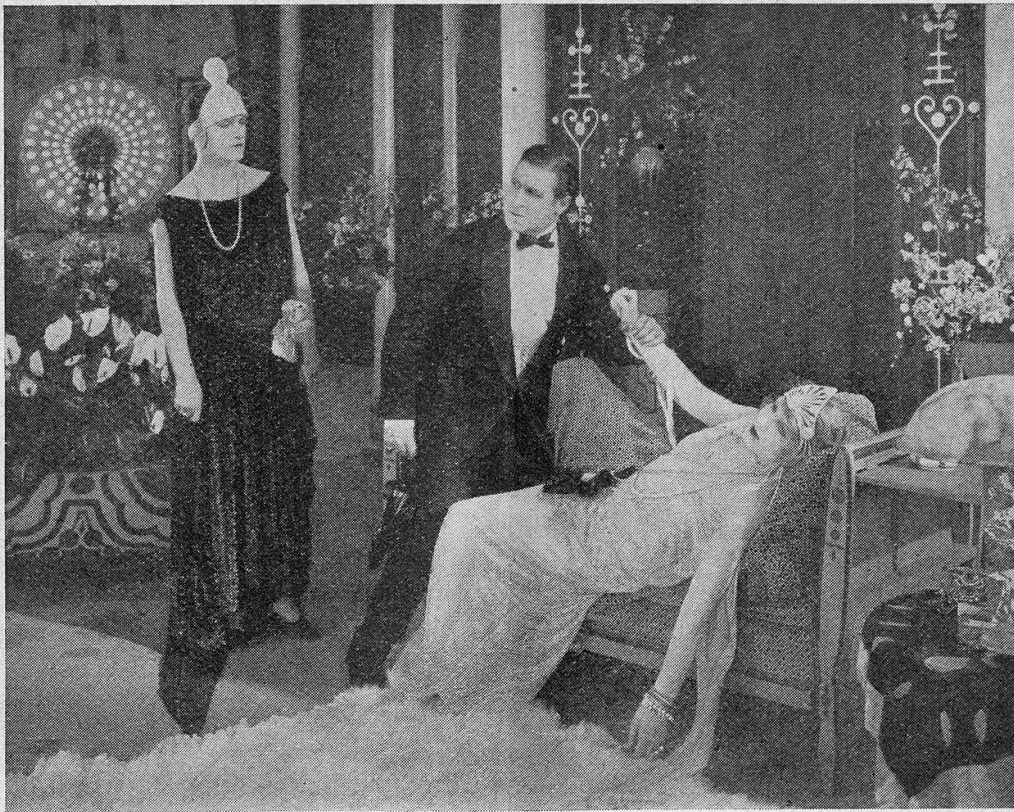
Unsere Filmindustrie steht zweifellos vor einer auswärtigen Absatzkrisis. Und da die Fabrikation von Filmen in Deutschland im Wesentlichen von dem Export abhängt, so muß eine solche Krisis von besonderer Tragweite werden, wenn sie nicht baldigst behoben wird. Es unterliegt keinem Zweifel, daß unsere Filmindustrie große außerdeutsche Erfolge gehabt hat. „Madame Dubarry“ war der Beginn des erfolgreichen historischen Films im Auslande. Auch „Caligarie“ war unzweifelhaft eine filmistische Sensation, aber eben nur eine solche, nämlich ein Einzel-Erfolg. Man kann aber weder andauernd historische Filme sehen, noch expressionistische Experimente bewundern.

Der Durchschnittstypus des Films ist der moderne Gesellschaftsfilm, wenigstens wenn man von den gröberen Spielfarten, den Sensations- und Zirkusfilm, dem Detektivfilm usw. absieht. Der verfilmte „Roman“ oder auch: der Roman in beweglicher Illustration ist der Grundstock der Film-erzeugung. Während der historische Film oder der „Schweden“-Film — d. h. der lyrische Kunstfilm — der Geschmacksmode ausgesetzt ist, bleibt der Gesellschaftsfilm stets aktuell und gesucht. Gerade der Gesellschaftsfilm aber ist unser Unvermögen.

Wenn der Film das Spiegelbild des „natürlichen Lebens“ ist, das heißt des Lebens, wie es jeder von uns sehen soll und wie es nicht nur der überempfindende Künstler sieht, wenn „Film“ illustrierte (nicht gemalte) Wirklichkeit ist, dann ist es sehr begreiflich, warum wir keinen Gesellschaftsfilm haben. Deutschland ist das Land, das am wenigsten von allen Kulturstaaten „gesellschaftlich“ orientiert ist. Das war schon vor der Republik so, wenn man etwa beobachtete, wie sich die internationale Gesellschaft in St. Moritz, Biarritz oder Rom aus verschwägerten Engländern, Franzosen, Italienern, Anglo-Amerikanern usw. zusammensetzte, die untereinander so homogen erschienen, wie es etwa aus dem Rahmen fiel, wenn der deutsche Botschafter in Washington anstatt im Frack, in der Husarenuniform mit Ordensschmuck erschien. Heute aber ist es aber noch mehr der Fall als früher. Ob zu unserem Nachteil, bleibe dahingestellt.

Es fragt sich, ob „diese“ Gesellschaft ein Vorteil ist. Aber wenn das Werturteil unterbleibt, so bleibt doch die Tatsache, daß wir in Deutschland Beamtenkreise, Agrarier, Proletarier und einen überaus breiten Mittelstand haben, aber keine „Gesellschaft“ im internationalen Sinne. Was wir davon auf die Bühne, was auf den Film bringen, ist entlehnt, Vorbildern entlehnt, die ihre Nachbildner nie gekannt haben, mit denen ihnen jede Affinität fehlt. Gerade aber der Film setzt diese natürliche, nicht zu erlernende Verwandtschaft voraus, dieses natürliche „In den Fingerspizen haben“, das man nicht in den Büchern nachlesen kann, weil es Natur, gesellschaftliche Natürlichkeit ist.

Weil uns das Gesellschaftsmilieu fremd ist, ist uns auch die Lebensform dieses Milieus ungeläufig. Diese Lebensform ist weder „literarisch“, noch problematisch, im Gegenteil: an Stelle dieser schweren Elemente des Lebens treten im gesellschaftlichen Leben die leichten, selbstverständlichen, ungekünstelten, traditionellen Elemente, tritt die Kultur, die nichts von Darwin, Spengler oder Strindberg weiß, sondern deren ganzer Wert in gewissen ästhetischen, dialektischen und rein persönlichen Momenten besteht.



Szenenbild aus dem Großfilm „Königsmark“

nach dem berühmten Roman von Pierre Benoit, inszeniert von Léonce Perret.
Gelangt demnächst im Cinéma „Bellevue“ in einer Galavorstellung zur Erstaufführung.

Dazu tritt — man beobachtet das in jedem Auslandsfilm — ein gewisser Kodex an ethischen und moralischen Grundsätzen und Glaubensregeln, die uns Deutschen als leichte, puritanische Ehe erscheinen, als verlästelter „cant“, die aber im Auslande — besonders im anglo-amerikanischen Auslande von höchster Bedeutung sind. Wie wir uns schwer in der Politik mit jenen Propagandamethoden zurechtfinden können, die selbstgefällig die eigene Politik als Ausdruck der „Gerechtigkeit“, der „Fairneß“, der „Sittlichkeit“ usw. verherrlichen, so erscheint uns auch auf künstlerischem Gebiete — und dort noch mehr — das Ueberfließen von bibelgemäßen Moralismen als leicht, pharisäisch und sentimental. Aber in England und Amerika gehört es zum absolut „guten Ton“, daß gerade so, wie man des Sonntags zur Kirche promeniert und die „Church-Parade mitmacht, das „Gute“ „siegt“, der schlechte bestraft wird, das anständige Mädchen wohl in Gefahr, aber niemals in Verfehlung gerät usw. Die „Moral“ von der „Geschichte“ ist in Anglo-Amerika immer noch von Bedeutung, daher auch der „glückliche Ausgang“ der niemals fehlen darf. Denn das „Gute“ ist nun mal auch zugleich das fröhliche Element für die Länder. Alle diese Momente erschweren uns die Herstellung von Gesellschaftsfilmen, die auch im Auslande ansprechen.

Aber es wäre sicherlich wenig empfehlenswert, wenn wir diese Eigenarten, von denen wir keineswegs allgemein sagen können, daß sie Vorzüge sind, blindlings adoptieren oder kopieren wollten. Man könnte mit Recht ein solches Vorhaben als die leider schon berühmte deutsche „Servilität“,

die Kniebeuge vor dem ausländischen, auffassen, und es würde noch dazu bei einem solchen bewußten Kopieren gar nicht die im Film verlangte Natürlichkeit herauskommen. Aber etwas anderes ist an der ganzen „gesellschaftlichen“ Art des ausländischen Filmes zu beherzigen. Der Soziologe Simmel hat einmal dazu gesagt: „Geselligkeit ist die „Spielform“ der Gesellschaft“. Das Gesellige im Film muß der spielerische Ausdruck gesellschaftlicher Eigenart sein. Leider ist es eben dieses „Gesellige“, was uns im Film noch fehlt, wobei dieses „Gesellige“ keineswegs mit den „upper ten“ oder irgend einer sonstigen Herrschaftsklasse zusammenhängen braucht.

Der glänzende Erfolg Charlie Chaplins beruht auf seinem eminent ausgeprägten Sinn für die Kleinkomik des Lebens, und zwar wiederum eines soziologischen Typus, der dem Kenner Amerikas als der eingewanderte Italiener in vielen Verkleidungen ohne weiteres bekannt ist. „Der Schuhmann“, der „Sportsmann“ mit dem verblödeten Gesichtsausdruck, „die Zimmervermieterin“, „die Gesundheitsbeterin“, „der östliche Einwanderer“, „der Kapitän“, — das alles sind neben hundert anderen Typen, für die der ausländische Regisseur ein eminent feines, soziologisches Verständnis aufbringt. Er entlehnt seine Figuren nicht wie wir der Bühne, sondern dem öffentlichen Leben, der Straße. Darum sind seine Gestalten so viel „echter“ als die Personifikationen auch der besten Schauspieler. Denn es ist ein Unterschied: einen problematischen Charakter darzustellen, oder eine soziologische Type. Letzteres kann zuweilen ein tüchtiger Varietekomiker besser als ein Schauspieler vom Fach. Ebenso steht es mit dem soziologischen Ansehen des täglichen Lebens. Einen eleganten Wohnraum so zu „bauen“, daß er nicht eingerichtet, sondern bewohnt aussieht, — das ist die Kunst des Filmbildners. Dieses „Bewohnte“ muß mit feinem Gefühl für individuelle Eigenarten des Bewohners, mit gelegentlichen Hinweisen auf sein Kunstgefühl, seine Sammlungen, seinen Behaglichkeitsinn so hingeseht werden, daß ein Salon nicht wie ein Musterzimmer, sondern wie eine gesellige Behausung wirkt. Aber warum begnügen wir uns mit dem, was uns das Ausland vermachte, etwa mit dem obligaten chinesischen Hündchen oder dem englischen Kamin oder der Angorafake? Vermeiden wir es, hieraus unseren Regisseuren einen Vorwurf zu machen. Sagen wir lieber: es fehle ihnen immer das Verständnis dafür, daß jedes Detail im Film fesseln oder langweilen kann, je nachdem es alltäglich oder erfinderisch gesehen wird. Und so mannigfach und schillernd gerade das gesellschaftliche Leben der Menschen, ihrer Schichten und Schichtungen, ihrer Typen, Angewohnheiten, Manieren und Eigenarten, ihrer Kleidung, Kunstrichtungen, ihrer kleinen Ungezogenheiten, Eitelkeiten, Lächerlichkeiten und tragikomischen Charakterzüge sein kann, gerade so mannigfaltig sind die hieraus strömenden Anregungen für den Film, wenn sie richtig ausgenutzt werden. So lange freilich bei uns sich das fast ausschließliche Interesse der Regisseure auf das „Dramatische“, das „Starke“ der Handlung, die rein schauspielerische Leistung der Darsteller (nach Bühnenwertungen) beschränkt, wird für diese „gesellschaftlichen“ Anforderungen im Film wenig übrig bleiben und verfilmte Dramen anstatt verfilmtes „Leben“ das Ergebnis sein. Gut so, wenn wir auf diesem Wege besonderes leisten. Aber der Gesellschaftsfilm stellt außer Handlung und Darstellung noch seine eigenen Gesehe.